Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 30 (1988)

Artikel: Martin Disteli und sein Kalender

Autor: Ribi, Hilde

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-971962

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Martin Disteli und sein Kalender

von Hilde Ribi

Es ist nun zehn Jahre her, seit im Helmhaus in Zürich die Ausstellung über den Oltener Künstler Martin Disteli eröffnet wurde. Sie dauerte vom 19. November 1977 bis zum 2. Januar 1978. Zwei junge Kunsthistoriker und ein Geschichtskundler hatten sie mit Glanz konzipiert, eine Wanderausstellung mit rund vierhundert Exponaten, die im Verlauf von siebzehn Monaten vorerst in Olten und Zürich, darnach in weiteren vier Schweizerstädten und zuletzt sogar in Berlin gezeigt wurde. Der famose Ausstellungskatalog stand unter dem Motto «. . . und fluchend steht das Volk vor seinen Bildern», der letzten Zeile aus Gottfried Kellers Gedicht «Auf Maler Distelis Tod».

Gottfried Wächli, der 1960 verstorbene Konservator des Disteli-Museums in Olten, publizierte 1930 bei Sauerländer Bilder und Anekdoten aus des Malers Leben unter dem Titel «Der Distelischnauz», eine von vielen Abbildungen begleitete Darstellung der Erdentage dieses beim Volk beliebten, von den Obern gefürchteten Mannes, «dieses liberalen Feuergeistes», der alle Welt mit seinen sarkastischen Karikaturen jahrelang in Atem hielt.

Der Künstler, geboren am 28. Mai 1802, gestorben am 17. März 1844, wurde keine 42 Jahre alt. Seit Jahren sammelt das Kunstmuseum Olten seine Produktionen: derzeit sind es ihrer ungefähr eintausendeinhundert Blätter und Werke verschiedenster Art, alle übrigens gefertigt mit der linken Hand: Bleistift-, Feder- und Tuschzeichnungen, Radierungen, Holzschnitte, Aquarelle und Ölbilder, Gebirgspanoramen, Historien-, Schlachten- und selbst Kirchenbilder, hervorstechend vor allem die vielen ätzenden, das herrschende politische Regime und die Korruption der Geistlichkeit geisselnden Darstellungen, aber auch Illustrationen zu Münchhausens Abenteuern, Umrisse zu Fröhlichs Fabeln und eine Menge köstlich anzüglicher Tieraquarelle, Szenen, auf denen sich ungemein witzig und brillant gezeichnete Katzen, Hunde, Füchse, Frösche und Heuschrecken tummeln, meist in frappant vermenschlichter Tücke und Eleganz. Zum Teil schuf er sie für das Taschenbuch «Alpenrosen», jenen von J. R. Wyss 1811 gegründeten kleinformatigen Almanach, der mit hübschen Kupfern geziert, erschien bis 1854.

Disteli war der Sohn eines hablichen, mit neun Kindern gesegneten Oltener Textilfabrikanten, verbrachte wilde Studentenzeiten in Jena, wurde jedoch 1823 schroff von der Universität verwiesen, weil er sich mit gleichgesinnten Kommilitonen respektlos über «den Versemacher» Goethe lustig gemacht hatte. Sein Vater geriet 1829 in Konkurs und wurde bettelarm, worauf Martin, sein Zweitältester, fortan die Familie und seine eigene kränkliche Frau, die dann bald schon zusamt ihrem Kindchen starb, tapfer mit den originell aggressiven Künsten seiner Feder und auch mit Porträtaufträgen durchzubringen versuchte. 1836 gelang es ihm, an der Solothurner Kantonsschule als Zeichenlehrer unterzukommen. Er war ein routinierter Jäger und Wilderer, ein passionierter Schütze, brachte es zum militärischen Grad eines, zu Subordination freilich denkbar wenig begabten Oberstleutenants, wurde aber allgemein als Oberst tituliert. 1833 bekam er den willkommenen Auftrag, die Schätze des grossar-

tigen Solothurner Zeughauses, die nach Graz grösste Waffensammlung der Welt, zu ordnen, ein enormes Arsenal mit Hunderten von Rüstungen, Spiessen, Hellebarden, Säbeln, Gewehren und Kanonen und einer erstaunlichen Kollektion aus der Hinterlassenschaft Karls des Kühnen, der sog. Burgunderbeute.

Als Maler war Martin Disteli Autodidakt, besuchte keine Kunstschule, studierte 1825 in München lediglich ein paar Wochen lang die Werke des Peter von Cornelius (1783–1867) und besah sich sehr genau die Karikaturen seines französischen Zeitgenossen Grandville (1803–47). Er war ein harscher Gesellschaftskritiker, hasste glühend die Patrizier und die Geistlichkeit, arbeitete verbissen und wurde doch seiner drängenden Geldsorgen erst einigermassen ledig, nachdem er 1839 seinen

«Schweizerischen Bilderkalender»

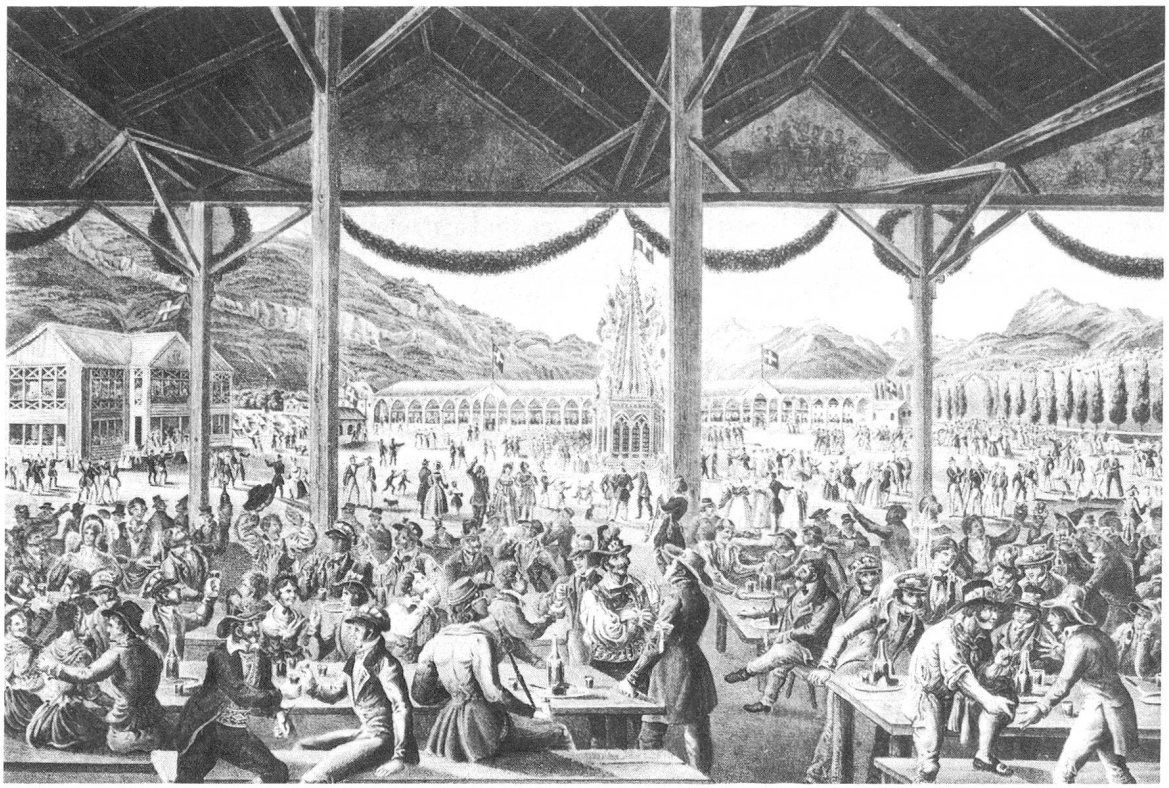
ins Leben gerufen hatte, der ihm alsbald eine unerhörte Popularität verschaffte. Sechs Jahre lang versorgte er das ungemein beliebte Jahrbuch mit seinen zündenden Bildern. Die Auflage stieg rapid. 1839 waren es 15 000, im Jahre darauf schon 20 000 Exemplare; 1844, dem letzten Jahrgang, den persönlich zu betreuen ihm vergönnt war, gesellten sich den 18 000 deutschsprachigen auch noch 8000 Kalender in französischer Sprache hinzu. Für den Textteil sorgte sein Gesinnungsfreund Dr. Peter Felber (1805–72), ein gewiegter Mann der Feder, von Hause aus Arzt, der in den Jahren 1835–49 Redaktor des «Solothurner Blattes», ab 1849 bis zu seinem Tode dann Chefredaktor der NZZ war. Die beiden arbeiteten umsichtig Hand in Hand. Ihr Organ orientierte, genau wie auch der schon 1722 gegründete Appenzeller-Kalender, über die Feste des laufenden Jahres, über die Tierkreiszeichen, die Zeiten von Sonnenauf- und Untergang, verzeichnete die Jahrmärkte im Lande, führte im Monatskalendarium nebeneinander die katholischen und die reformierten Taufnamen auf und bot dazu, als von den Betrachtern genau gemusterte Augenlust, Distelis historische Zeichnungen, seine stimulierenden Karikaturen zum Tagesgeschehen, Szenen aus dem täglichen Leben. Texte und Bilder des Kalenders waren unumwunden geprägt «vom offen parteilichen Standpunkt des radikalen Bürgertums. Im Kalender wird behandelt, was die Zeitgenossen bewegt und woran jeder einzelne politisierende Eidgenosse stürmischen Anteil nimmt. Die witzigen Bilder und die saftigen Texte des Redaktors Felber sprechen die Sprache des Volkes.» Der Kalender wurde vom ersten Jahrgang an zum Liebling des Volkes und bildete oft, neben der Bibel, das einzige Schrifttum im Hause namentlich der bäurischen Bevölkerung. Die Konservativen aber hassten ihn zutiefst und sparten nicht mit unflätigen Beschimpfungen, apostrophierten ihn als «Pestbroschüre» und versuchten ihn mit gerichtlichen Massnahmen zu verunmöglichen. 1843 wurde der Kalender im Luzernischen, soweit man seiner habhaft werden konnte, kurzweg beschlagnahmt und verbrannt.

Und nun die Rechtfertigung für diesen unseren Exkurs im Bündner Jahrbuch. In Chur fand im Jahre 1842 ein «Eidgenössisches Ehr- und Freischiessen» statt, ein für grosse Teile des Schweizervolkes und auch für Disteli und Felber begeisterndes Fest. Jedenfalls liessen sie in ihrem Kalender vom Jahre 1843 einen zehnseitigen Bericht über den Anlass erscheinen, und Disteli lieferte dazu u.a. die eindrückliche Zeichnung «Das kühne Bündtner-Mädchen», welche er von einem Solothurner Stecher zu einer Lithographie umschaffen liess. Sie möge unsere Ausführungen beispielhaft illustrieren.

Der Aufsatz mit dem für uns etwas ungewöhnlichen Titel

«Der Churerschiessen 1842»

ist streckenweise unverhohlen polemisch abgefasst. Manche Anspielung bleibt uns heute unverständlich, weswegen wir einzelne Passagen mit Fug weglassen. Felber scheint mit den Solothurnern persönlich nach Chur gezogen zu sein. Schicken wir seiner Beschreibung ein paar Anmerkungen voraus: Uralt ist in der wehrhaften Schweiz die Freude am Schiessen. In Bern existierte schon 1255 die «Wohladelige Flitzbogengesellschaft», Zürich berief 1386 einen Schützenmeister aus Strassburg. Dass bei uns jeder aktive Soldat sein Gewehr zuhause im Schrank hat, ist für manchen Ausländer noch immer fast unfassbar. Zahlreiche kleine lokale Schützenfeste, der Bogenschützen vorerst, ergötzten schon früh



Das eidgenössische Ehr- und Freischiessen in Chur 1842

unsere Vorfahren, und anerkennend wurden die treffsichersten Mannen belohnt, mit einer Hose, mit einem Wams, mit einem Stück soliden Tuchs. Schon im 14. Jahrhundert tauchten die ersten Feuerwaffen und Geschütze auf. Es waren vorab die Zünfte, welche sich um ein geordnetes Schiesswesen bemühten. Erste Freischiessen wurden schon im 15. Jahrhundert veranstaltet. Allenthalben entstanden Schützenmatten und Schützenhäuser. Bern hatte seine Schützengesellschaft, Basel die Zunft der Feuerschützen, Genf die Gesellschaft der Hakenschützen. In Zürich übten und verlustierten sich die Schützen «am Platz», in der Nähe des heutigen Hauptbahnhofs. Dort standen bereits im 16. Jahrhundert beim Schützenhaus die beiden berühmten «zerleiten» Linden, von denen schon der grosse Naturforscher Conrad Gessner berichtet hat; die unteren Äste der prächtigen Bäume hatte man geschickt zum Waagrechtwuchs dressiert, Bretter über sie hingelegt, Tische und Bänke auf das so entstandene Podest hinaufgeschafft; die beiden Linden waren durch einen Laufsteg miteinander verbunden, und froh ergab sich das animierte Volk der Schiessgesellen nach getaner Leistung dort oben in luftiger Höhe den Freuden des Pokulierens und der kameradschaftlichen Geselligkeit.

Das letzte grosse Eidgenössische Freischiessen fand 1683 in Sursee statt. Darnach geriet das schweizerische Schiesswesen in raschen Zerfall und brach in den turbulenten Zeiten der Französischen Revolution vollends zusammen. Rühmliches aus diesen drangvollen Zeiten ist einzig nur von einigen beherzten Männern wie zum Beispiel von Salomon Landolt, dem aus Gottfried Kellers Novelle berühmten Landvogt von Greifensee, ins Leben gerufenen Scharfschützenkompagnien zu berichten, welche den Franzosen da und dort empfindliche Verluste beibrachten, und, als Einzelfall von der schon erwähnten Kanonenmaid von Ems, auf die wir noch zu sprechen kommen werden. Nach der Staatsumwälzung war vorerst Stille im Lande, bis sich unauffällig und leise ein

paar Schützengrüppchen da und dort wieder zusammenfanden. 1802 entstand eine kleine Gesellschaft vorerst im Waadtländischen; 1808 waren es ihrer dann schon siebzehn. 1817 wurde das erste Militärreglement geschaffen, in welchem energisch die Wiedereinführung der Eidgenössischen Schützenfeste proklamiert wurde. Das erste fand vom 7. bis zum 12. Juni 1824 in Aarau statt. Es folgten 1827 Basel, 1828 Genf, 1829 Freiburg, 1830 Bern. Dann folgten im Zweijahresrhythmus Luzern 1832, Zürich 1834, Lausanne 1836, St. Gallen 1838, Solothurn 1840 und endlich 1842 wie gesagt Chur.

Hoch gingen die Wogen der Fest- und Verbrüderungsfreude durch Helvetien, und beliebt sind diese Anlässe geblieben bis auf den heutigen Tag. Es werden bloss solch sportliche Grossveranstaltungen angesichts der riesigen Teilnehmerscharen in neuer und neuester Zeit immer schwieriger durchführbar.

Am 50. Eidgenössischen Schützenfest im Juli 1979 in Luzern nahmen mehr als 81 000 Schützen teil. (Das 49. war zehn Jahre zuvor, 1969, in Thun abgehalten worden). Das 51. fand bekanntlich in der Zeit vom 21.6. bis 14.7.1985 in Chur statt. Rund 80 000 Schützen und Schützinnen aus dem In- und Ausland strömten herbei und schossen mit Gewehr und Pistole auf dem Rossboden unten am Rhein auf die 353 hochmodernen Scheiben mit ihren vollelektronischen Trefferanzeigen. Schauvolk in Menge fand sich ein und füllte die drei mächtigen Festzelte. Rührend, dass man den erhalten gebliebenen historischen Gabentempel vom Jahre 1842 vom Osthang des Rosenhügels hinunterschaffte auf den Festplatz. Womit wir wieder bei jenem begeisternden Anlass von 1842 angelangt wären, der sich übrigens auf der Quader und nicht auf dem Rossboden abgespielt hatte.

Schon lange vor der Reformation muss irgendwelche Vereinigung von Churer Büchsenschützen bestanden haben. Im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts bestand neben der alten, ausschliesslich aus Stadtschützen bestehenden Schützengesellschaft auch eine solche der Beisässen. Diese beiden Vereine schlossen sich in grosser Eintracht 1840 zur Stadtschützengesellschaft Chur zusammen, und kühn ward alsbald die Durchführung eines «Eidgenössischen» ins Auge gefasst. Erwähnen wir noch, dass 1824, anlässlich des erwähnten allerersten Schweizerischen Schützenfestes in Aarau, der «Schweizerische Schützenverein» gegründet worden war mit vorerst einmal gezählten 314 Mann. In unseren Tagen sind hierzulande weit über eine halbe Million Schützen in zahllosen Vereinen organisiert. 1978 bspw. waren es ihrer 562 782 Mann in genau 4696 Sektionen. Die Böllerei im Lande ist gewaltig. Die Zahlen für 1842 sind mir leider nicht bekannt. Ein ungemein vitales und frohmütiges Fest muss jedenfalls in jenem Sommer in Chur stattgefunden haben. Der württembergische Kulturhistoriker Johannes Scherr (1817–1886), der etliche Jahre den Winterthurer Landboten redigiert hat (sein viele Jahre älterer Bruder Thomas leitete in den dreissiger Jahren das Lehrerseminar in Küsnacht), äusserte sich angetan, da habe eine würdige Fröhlichkeit geherrscht: «Man sah hier, dass Männer zusammengekommen waren, der Freiheit gewohnt, ihrer Rechte sicher, ihrer selbst gewiss, der Jovialität zugänglich, aber zügellosem Toben entschieden abgewandt». Der deutsche Flüchtling Georg Herwegh rief den Teilnehmern in bewegter Ansprache zu: «Euer Land ist die letzte Republik Europas und beinahe das einzige Asyl der Freiheit». Solche Worte wurden mit Andacht vernommen, waren Balsam für die Zuhörer, und als der Redner beifügte: «Die braven Schützen hier werden es nötigenfalls bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen wissen», schlug ihm Jubel entgegen, und seine aufputschend radikalen «Gedichte eines Lebendigen» erlebten innert kürzester Zeit Auflage um Auflage.

Früh schon mag der Aufruf zum Mitmachen am Fest von Chur weit ins Land hinausgegangen sein. Noch gab es nicht die Spur einer Eisenbahn; die erste, die sog. «Spanischbrötlibahn» zwischen Zürich und Baden, wurde erst 1847 eröffnet. Graubünden lag weit hinter den sieben Bergen. Man kam zu Fuss, zu Pferd, zu Schiff, kutschierte heran auf bekränzten Fuhrwerken, tagelang. Von allüberall her strömten die Schützen, ihre Angehörigen und Abertausende von Interessierten sonst noch erwartungsfreudig in Richtung der Schützenstadt am Rhein. Weit war der

Weg der Solothurner, welche die Eidgenössische Schützenfahne zu überbringen hatten. Und so steht es im «Disteli-Kalender»: «. . . Aus den rauhsten Thälern der Bergkantone, wo jeder Einzelne noch seine eigne Republik ist und selbst die Kultur noch keine abgetretenen Rechte kennt, wie aus den reichsten Städten und Gauen, wo die Freiheit, mit Bürgersinn gepaart, sich den Weltverkehr geöffnet hat, bringen alle die verschiedenen Repräsentanten zum grossen Volkskongress nur die eine allgemeine, alte Rütliinstruktion:

‹Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns lassen und Gefahr,
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren.›

Das ist der Grundton, in welchem der Demokrat mit dem Repräsentativen, der Katholik mit dem Reformierten, der Gelehrte und Künstler mit dem Fabrikanten und Handwerker, der Handelsmann mit dem Älpler und Landwirth und alle seine Leser gewiss auch mit dem Kalendermacher übereinkommen.

Der Schweizer will vor Allem Schweizer sein. Das konnte Niemand besser beobachten, als die eidgenössische Fahne auf ihrer Festreise nach Chur.

Eine Stille herrschte, dass man den eigenen Athemzug anhielt, als der Träger dieser Fahne den Tausenden und Tausenden auf dem Churer Festplatze von dem eben erlebten Triumphzuge Bericht erstattete: ‹Kein Kanton, so sprach er, keine Stadt, kein Dorf, keine Hütte, kein Geschlecht, kein Alter blieb zurück, diesem einzigen Zeichen der Einheit im gemeinsamen Vaterlande den schuldigen Tribut zu zollen.›

Und so war es auch, ein Festtag überall, wo die Fahne hinkam: in der Stadt Zürich wie in Winterthur, in Aarau wie in St. Gallen, die im gleichen Augenblicke, wo sie sich selbst bis in den Saal der Tagsatzung hinein bekämpften, dennoch wie brave Soldaten beidseitig vor dem gemeinsamen Zeichen die Waffen streckten und salutierten.

So schön der Willkomm der Städte, so innig war der Gruss des Landes; wohl munter stimmten die Festgelage, herrlich donnerten die Kanonen; es imponierten die bewaffneten Geleite und feierlich strahlten die Illuminationen – aber die

Selbstbildnis Martin Disteli, um 1840

Kinder auf den Strassen, die jubelnd sprangen, die Mütter, die den Wickelkindern aus den Fenstern auf das roth und weisse Kreuz hinwiesen, die Männer und die Greise, die mit muthigen Augen grüssten, die waren auch ein Festgelage für die Herzen, eine Illumination in die Zukunft, ein Donner jedem Feind und ein Geleite jedem Freunde des Vaterlandes! Und wenn ich hundert Jahre alt würde, ich würde es nie vergessen, wie wir von den Appenzellerkindern auf der Höhe von Trogen empfangen wurden; Keiner von uns war mehr im Stande, die Tränen zu zerdrücken, die der liebliche Gesang und die ganze liebliche Erscheinung uns in die Augen drängte. Eines der Mädchen krönte unsere Fahne mit einem Kranz von Alpenröschen – und diese Fahnenweihe war uns so feierlich, dass wir die Fahne selbst nicht ohne ihren Kranz in Chur aufzupflanzen versprachen . . .»

Es sei dann, fährt der Berichterstatter fort, «mit dieser praktischen Bundesfeier an den eid-

genössischen Schiesstagen auch die Sehnsucht nach einer bessern Bundesform in vielen tausend Herzen wach geworden», worauf er, anscheinend im vollen Wortlaut, die aufrüttelnd politische Ansprache folgen lässt, welche «der St. Galler Curti» von der Rednertribüne herab an die Schützen und die ganze versammelte Festgemeinde richtete. Es handelt sich dabei zweifellos um den namhaften Juristen Basil Ferdinand Curti (1804–1888), Abkömmling bedeutender Seidenfabrikanten, Führer der st. gallischen Liberalen, in jenen Jahren Regierungsrat seines Kantons, etliche Male Landammann und auch Stände- und Nationalrat. Curti rief die Schützen auf, sie möchten mit ihrer Liebe zur Eintracht tatkräftig mithelfen zur dringend nötigen Reform des Bundes. «Ich anerkenne die Ungunst der jetzigen Umstände für die schnelle Verwirklichung der Idee. Aber zu Eurer Herzensangelegenheit macht sie, zu einer Volksidee gestaltet sie: dann wird auch im rechten Momente die Ausführung gelingen.

Und fürchtet nicht, dass einzelne Kantone, und namentlich die kleinen, dabei verlieren. In Sachen des Gesammtvaterlandes sind wir ja weder klein noch gross, sondern nur Schweizer. Und nur Sachen des Gesammtvaterlandes sollen dem Bund überlassen werden; in allem Übrigen kann die Unabhängigkeit der Kantone bleiben. Auch ist die Ausscheidung unschwer, so dass die Schöpfung eines neuen Bundes unsere Geschichte nicht verwische, sondern nur verjünge und verherrliche». Zukunftsträchtige Worte, prägnant und klar, ganz nach Distelis und seines Freundes Sinn! Felber wendet sich dann, im Wissen darum, dass seine Texte das Jahr über weit im Lande herum wieder und wieder gelesen und erwogen würden und auch seinerseits eine segensvolle Bundesverfassung herbeisehnend, lebhaft an sein Publikum: «. . . auch wir sprechen unsere Huldigung jenem innern Kern unseres Nationalfestes, dem eidgenössischen Geiste aus, der die Wiedergeburt der Nation vollständig machen wird». Jahrhundertelang sei das Volk «so erzogen worden, dass es glauben musste: die eidgenössischen Dinge gehen mich nichts an, gerade wie es noch Kantone gibt, wo Gemeinden glauben: ‹Die kantonalen Dinge gehen uns nichts an›. Was lehrt uns in dieser Hinsicht namentlich das Churerschiessen? Es hat uns, wie vorbemeldet, gezeigt, dass das Zeichen eidgenössischer Verbrüderung allenthalben als heimisch aufgenommen wurde. Wenn nun ein ‹*Fetzen Seidenzeug*›, wie die politischen Schlittschuhläufer sagen, unserm Volke so das Herz im Leibe kann klopfen machen, ja, wenn es bei Freud und Leid der andern, ihm früher fremden Schweizer, so innig mitfühlen kann – sollte es denn nicht dafür empfänglich sein, die Hand, die aus Liebe gegeben, auch für gemeinschaftliche Interessen einzuschlagen? Und das und nichts anderes will der Gedanke an einen bessern Bund».

Bewegten Herzens gibt der Kalendermann seitenlang eindrücklich, und auch für den einfachsten Mann verständlich, seine Einsichten und Mahnungen kund und endet dann mit der inständigen Gewissensfrage: «Würde etwa das Opfer zu gross sein, wenn sich alle Kantone bundesmässig verpflichten, die Angehörigen der andern Kantone den ihrigen in Bezug auf Schuld- und Konkurssachen, Ehe- und Erbverhältnisse, Erwerbung und Veräusserung von Liegenschaften, Gewerb- und Industriebefugnis und Erzeugnisse, so wie im gerichtlichen Verfahren vollkommen gleich zu halten, in ihren Steueransätzen keinen Unterschied zwischen ihren Angehörigen und jenen anderer Kantone, noch zwischen den eigenen und übrigen gleichnamigen Schweizergütern und Schweizerprodukten zu machen, sich überhaupt keine Repressalien oder thätliche Selbsthülfe gegen andere Kantone zu erlauben, sondern sich dem hergebrachten eidgenössischen Rechte zu unterwerfen? Sagt, Schweizer, lässt sich das nicht hören?» – und endlich, beschwörend: «Der blühende Baum vom Churerschiessen, der von eurem heutigen Aufleben frische Kunde bringt, wie die Freiburger Linde vom Burgunderschiessen, er möge auch seine Früchte haben, damit, wenn wir einst schon lange hin sind, auch unsere Nachkommen mit Achtung von Männern sprechen, die nicht nur für den Tag gelebt haben».

Erst nachdem er derart sein Herzensanliegen formuliert hat, kommt der Zeitungsmann auf Realitäten des Churerfestes zu sprechen. Es wurde damals ein junger, zwielichtig eitler

Das kühne Bündtner-Mädchen

Volksredner, der St. Galler Advokat Breni rüd von der Rednertribüne heruntergepfiffen, ein Fant, der am Solothurner-Schiessen von 1840 «fast trunken von dem öffentlichen Beifall» sich nicht hatte genugtun können an selbstgefälligen Reden, «wie am Hofe ein Junker, den die Gunst des Monarchen verzogen». In Chur hatte er keine Chance mehr. «Herunter mit dem – so ruft der Sturm der Menge an die Tribüne hinauf – erst von den Tischen der Appenzeller und Glarner – dann weiter durch die Massen fort und fort geht das immer wachsende rauschende Veto: ‹Er soll nicht reden›!» Disteli hat die Szene in einem sarkastischen Bilde festgehalten, einer bewegten vielfigurigen Zeichnung mit dem anzüglichen Titel: «Wie der Träumer vom Solothurner-Schiessen in Chur vom Schlaf erwacht». Breni galt als untreu und doppelzüngig. «Allen Schweizerschützen tat es weh, dass ein Waffengefährte so zweideutig werden konnte. Hier, wo Schweizer tausend Stunden weit, über das Weltmeer herkommen, um als Brüder Brüdern die Hände zu reichen, hier soll die Verstellung nicht aus dem eidgenössischen Becher trinken, nicht mit gleissendem Wortgepräge schillern, sondern sich der Satz erwahren: Ein Mann, ein Wort.
Und so musste er herunter.»

Und dann kommt unser Schreiber aufatmend auf eben jene Frau zu sprechen, welche Disteli als «Das kühne Bündtner-Mädchen» verewigt hat. «Das Gegenstück zu dieser eidgenössischen Misere», schreibt er, «bildet das Bündtner Mädchen, das, unbesonnen wie der Tell, in den 90er Jahren die vorrückende französische Artillerie anhielt, den Trainführer vom Pferde stach und ihren Landsleuten Zeit und Muth machte, ihr Dorf zu säubern.

Es war an einem der schönen Abende des Churerschiessens, wo der Gedanke dieser Heldentat wie eine Weihe über die Gemüter der traulich ze-

chenden Schützen kam. Mit Rührung wurde vernommen, dass dieses Mädchen, Anna Maria Büler genannt, noch lebe und man beschloss, durch eine Denkmünze ihre That und diesen Abend zu verewigen.

Da habt ihr sie vor euch, die rüstige Tellin. Mit keinem bessern Bilde könnten wir das Churerschiessen enden: Hier steht sein Symbol: *Der Glaube an das Vaterland*». Mit diesen Worten preist der Redaktor dem Leser seines Freundes Disteli zeichnerische Darstellung des Geschehnisses an.

Fügen wir noch bei, dass die sog. Kanonenmaid von Ems am 4. August 1774 möglicherweise aber auch erst 1780 oder 81 geboren wurde. Am 3. Mai 1799 hielt sie am untern Brunnen in Ems die französischen Kanonen auf, bis die Oberländer kamen und zwei Pferde samt Kanonen zu Handen nahmen. Sie diente später beim Grafen Johann von Salis in Chur und starb 1854. Am eidgenössischen Schützenfeste in Chur 1842 wurde ihr eine begeisterte Ovation zu Teil. Sie erhielt nach ihrer Tat bei einem Aufenthalt in Wien Audienz beim Kaiser Franz I., der ihr auf Lebenszeit eine Pension aussetzte. – So steht es zu lesen im Historisch Biographischen Lexikon der Schweiz. Dem Text ist sogar ein Bildchen aus der Frühzeit der Photographie beigegeben, ein Brustbild, auf dem eine alte, würdige Frau mit schlohweissen Haaren, gehüllt in ein Kopf- und ein Schultertuch, zu sehen ist.

Glücklich, wer die heute bestimmt selten gewordene Denkmünze an diese exzeptionelle Bündnerin besitzt!

Seit 1836 übrigens errangen sich an Eidgenössischen Schützenfesten die hervorragendsten Schützen auch eine Schützenuhr. Die Gaben an Hosen, Wämsern, Tuch und Zinn verschwanden. Als Festgabe an das Publikum wurde 1842 in grosser Zahl auch Jeremias Gotthelfs Schrift: «Eines Schweizers Wort an den Schweizerischen Schützenverein» verteilt.

Es folgt dann die Schilderung des Festplatzes, welche Felber nicht persönlich verfasst, sondern einer der kurzlebigen Publikationen jener Zeit, «dem Pfeil des Tellen» entnommen hat. Sie möge hier im vollen Wortlaut folgen.

«Vor dem nördlichen Thor der alten Curia Rhaetorum, auf einem geräumigen Wiesenumfang, an den sich auf der Südseite ein anmuthiger Baumgarten anschloss, dessen kühlender Schatten einen willkommenen Schutz gegen die mittäglichen Sonnenstrahlen gewährte – hier war der Festplatz, in ein regelmässiges Viereck abgegrenzt, auf drei Seiten durch die drei Festgebäude und auf der vierten durch eine niedere Mauer, über welche die Pappeln- und Akazienallee der nach Deutschland und die untere Schweiz führende Strasse mit rauschenden Wipfeln hervorragte. Ein hoher, auf vier grünen Säulen ruhender Empfangbogen mit der Inschrift

«Willkommen, Eidgenossen, Waffenbrüder!
Willkommen jeder Biedermann!»

überwölbte mit festlichen Lärchengewinden die ankommenden Festbesucher.

Diesem Eingang gegenüber, in der Mitte des Festplatzes, erhob sich in gefällig gothischer Bauart der Gabensaal, ein geschmackvolles Achteck, zu welchem man ringsum auf zahlreiche Stufen emporstieg. Dort glänzten hinter den schön gezeichneten Spitzbogenfenstern sinnig geordnet die Ehrengaben, wie sie nicht nur aus der ganzen Eidgenossenschaft, sondern beinahe aus allen Ländern Europas, aus Triest, Mailand, Florenz, Bologna, Rom, Neapel, aus Kassel, Göttingen, Marburg, Fulda, Leipzig, Dresden, Berlin, Breslau, Königsberg, Hamburg, aus Bordeaux, Havre, Paris, Amsterdam, London, aus Riga, Warschau, Lemburg, Moskau, ja selbst über den Ozean her, aus Brasilien, von den nach allen Weltgegenden zerstreuten, aber ihres Vaterlandes nicht vergessenen Schweizern zusammengeflossen waren – eine wunderbare Empfindung, wenn man diese sprechenden Denkzeichen eines und desselben Gefühls betrachtete, das in allen Ländern und Zonen das vaterländische Herz übernommen hat! – Auf dem Gabensaal thronte die Fahnenburg, ein kegelförmig zusammenlaufendes, hölzernes Gerippe, das auf der Spitze die eidgenössische Schützenfahne trug und ringsherum mit den Fahnen der anlangenden Schützengesellschaften wie mit lebensfrischen Blättern sich bekleidete.

Jenseits des Gabensaales, parallel mit dem Haupteingang, stand das *Café Fédéral*, ein zier-

lich hölzernes Gebäude, zu dem man gleichfalls auf hölzernen Stufen emporstieg, und aus dessen zweitem Stocke durch die weiten Fensteröffnungen die geschmackvoll gewundenen weissen und rothen Gardinen herauslachten. Das Giebelfeld der Hauptfaçade schmückte ein lebhaft farbiges Gemälde, den Triumphzug der Mutter Helvetia darstellend, wie sie hoch von Wolken und Genien getragen über die Stadt Chur hinschwebt, aus reichem Füllhorn den bunten Gabensegen ausschüttend. Bunte Gruppen von Genien, Musikanten, Fahnenträgern, Schützen u.s.w. umgaben sie.

Die Einfassung des Festplatzes zur Rechten bildete lang hingestreckt, auf 34 durch gothische Spitzbogen verbundenen Pilastern ruhend, die Schiesshütte, oben in den Giebelfeldern die bunten Wappen der 22 eidgenössischen Kantone, durch einen einfachen grünen Kranz mit dem in ihrer Mitte an Ansehnlichkeit sie weit überragenden eidgenössischen Wappen, dem weissen Kreuz auf rothem Felde, verbunden. Das äusserste Frontispice rechts schmückt das Bild Winkelrieds:

«Wo Schwert und Lanze nicht mehr helfen können,
Da bricht das Herzblut eine Siegesbahn!»

und links das Bild Tells:

«Mit Geist und Fleiss der Kunst ergeben,
Im Herzen frei, dem Vaterlande treu!»

Inwendig in der Hütte, entsprechend den sieben Stichscheiben, fesselten von der entgegenstehenden Wandung her, grau in grau gemalt, die Büsten Derer, die denselben zur Taufe gestanden, die Aufmerksamkeit des Eintretenden. In der Mitte als Allegorie die Mutter Helvetia in menschlicher Lebensgrösse, in der rechten Hand den Stab mit dem Freiheitshut, in der linken das Bündel Stäbe, mit der Inschrift:

«Ans Vaterland, ans theure schliess dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen».

Dem Vaterland zur Rechten die Büsten:

Hallers, mit dem Motto:

«Lernt, Brüder, Eure Macht,
Sie liegt in Eurer Treu».

Laharpes mit dem Spruche:

«Nous sommes tous soldats!
Nous avons des montagnes,
Nous saurons les défendre».

und Müllers, der uns zuruft:

«Eidgenossen, beharret ewig in enger Verbindung, im Krieg und im Frieden durch vaterländische Sitten und Freuden gemeinschaftlicher Feste, *Eine* Nation wie *Eine* Familie».

Zur Linken

Pestalozzi:

«Schutzgeist Helvetiens! donnerte laut die ewige Wahrheit, dass die Freiheit Aller in dem Schutze des Rechtes von Allen besteht».

Rousseau:

«Beaucoup de jeux publics où la bonne mère patrie se plait à voir jouer ses enfants».

Salis:

«Bleib durch Genügsamkeit reich und gross durch die Strenge der Sitten;
Rauh sei, wie Gletscher, dein Muth; kalt, wenn Gefahr dich umblitzt;
Fest, wie Felsengebirge, und stark, wie der donnernde Rheinsturz;
Würdig deiner Natur, würdig der Väter und frei!»

Von der Schiesshütte, 530 Fuss gegen Norden enfernt, standen in einem eigenen Gehäuse, hinter welchem die Zeiger sich verborgen hielten, 44 Scheiben – sachverständig und mit grösster Vorsicht zur Verhütung von Unglücksfällen eingerichtet.

Links vom Haupteingang, parallel mit der Speisehütte, erhob sich hoch und umfangreich, bei 2000 Gäste fassend, die Speisehütte, fast ganz mit frischem Grün überzogen; die Hauptfaçade gegen den Festplatz frei, von einigen grünen, mit weiss und roth geschmackvoll umwundenen Pilastern gestützt, die Giebelfelder mit Allegorien und einigen Darstellungen schweizerischer Hochthaten geziert. In der Mitte das Symbol der Freiheit:

«In stiller Freiheit mit Würde leben
oder für dieselbe sterben».
Geist und Herz ist unser eigen, und wer die hat,
ist frei allezeit und allenthalben».

Zunächst der Freiheit auf der einen Seite die Hochthat des Schultheissen Wengi von Solothurn zu Ehren des letzten, und auf der andern

die Schlacht bei St. Jakob zu Ehren des nächstkünftigen Schützenvororts (in Basel wurde 1844 das Eidgenössische Schützenfest ausgetragen), mit den Sprüchen:

«Es gibt Niederlagen glorreicher und fruchtbarer, als grosse Siege»,

und

«Mer weid künftig nur dem Laster, nit der Meinung ghässig sy».

An den beiden äussersten Enden, zu Ehren Graubündens und des vor vier Jahren festgebend gewesenen Kantons (damit ist das St. Gallerfest von 1838 gemeint), den Heldentod Fontanas und die That Ulrich Rotachs:

«Flammentod sei mir willkommen,
gilts dem Volk, dem Vaterland».

Diese historischen Darstellungen waren untermischt von den Symbolen der Eintracht, Treue, Gerechtigkeit:

«Durch Aufopferung persönlicher Rücksichten bleibt eine Eidgenossenschaft stark zu ihrem Zwecke».

«Für Rettung, Ruhm und Ruhe aller schweizerischen Lande ward nie etwas Besseres erfunden, als die alte Treue tapferer Eidenossen».

«Soll eine Republik gehörige Stärke haben, muss gleicher Geist all ihre Theile beleben».

Im Innern der Hütte liefen beiden Seitenwandungen entlang geräumige Gallerien für die Zuschauer und das Auditorium.

Die Hauptzierde der Hütte war die ganz grün bekleidete, mit weiss und rothen Gardinen verhängte Tribüne für die Redner und das Orchester. Auf dem Teppich der Rednerbühne glänzte, von zarter Hand gestickt, das eidgenössische Wappen und in ächtem Golde die bedeutungsvolle Inschrift:

«Wort und That dem Vaterland».

Als das schönste Gemälde leuchtete in die Speisehütte die herrliche Landschaft, die man von hier aus übersah – ein prächtiges Dreieck, gebildet links von dem hochgethürmten, mit schneidend steilem Abhang von der Churer Thalfläche sich erhebenden Calanda – einer gewaltigen verwitterten Fels- und Steinmasse, nach allen Seiten scharf abgegrenzt und desto imposanter, weil frei und einzeln stehend; auf der andern Seite die anmuthige Halde, das Lürlibad genannt, von Weinbergen und Badhäusern reich übersäet, – der liebliche Fuss eines gewaltigen Gebirges, das aus dunklen Waldungen und frischen Triften in mächtige Felszacken und wunderbare Formationen übergeht. Gegenüber im tiefen Hintergrunde, gehüllt in Duft und Wolken, wie ferne Ossianische Nebelgeister, die über einander gebaute Gebirgskette des Falknis Scesa plana – unten die weite Thalfläche, begrenzt von dem Rheine, der den Fuss des Calanda beleckt und an verschiedenen Schlossruinen vorüberrauscht – ein grossartiger Charakter, mit Milde und Lebensfrische gepaart. Ein reicher Sagenkreis schwebt um die Schluchten des nahen Skaleratobels, die Farbenspiele der fernen Schnee- und Nebelkuppen wie glühende Ahnungen in die ungewisse Zukunft getaucht, – diess schautest du an von der Speisehütte aus, und nie hat dich die Rede dieser Naturszene gelangweilt!»

* * *

Ein guter Stern hat über dem Feste gewaltet! Tragen wir noch nach, dass Peter Conradin von Planta als Vertreter der Engadiner-Schützen damals auf die Quader ein blutverflecktes, zerschlissenes Kriegsfähnlein mitbrachte, welches die Bündner in der Schlacht an der Calven mit sich getragen hatten. Die Heldenfigur des Benedikt Fontana – sie ist geschichtlich übrigens einwandfrei beglaubigt –, jenes Mannes der damals als Anführer der Bündner sterbend noch seine Waffenbrüder zum Kampf wider die Österreicher anfeuerte, hat Disteli sehr beschäftigt. Er schuf von ihr vorerst eine unerhört kraftvolle Bleistiftstudie, welche er dann in seinem Kalender von 1841 für sein Schlachtenbild «Benedikt Fontana auf der Malserheide» (wie man diesen 22. Mai des Jahres 1499 ungenauerweise auch zu bezeichnen pflegt) verwendete. Die Darstellung zeigt, lt. Claudio Willis ausgezeichneter Schrift «Calvenschlacht und Benedikt Fontana», ein wildes Schlachtgetümmel, aus dem der Held von Fontana ragt: Mit der linken Hand deckt er seine Wunde, mit der rechten führt er eine Fahne der Drei Bünde und feuert in bekannter Weise die Seinen zum Siege an.

Als Disteli 1844 starb, gärte es allüberall. In Schlesien brachen just damals die Weberunruhen aus, hervorgerufen durch die masslose Ausbeu-

tung der Textilarbeiter. Sie wurden vom Militär schmählich niedergeknüppelt. Gerhart Hauptmann schuf auf Grund dieser Vorfälle im Jahre 1892 sein erschütterndes Drama «Die Weber». In unserem Lande standen die Verhältnisse nicht besser. Disteli hat sich freilich mit der erbärmlichen Lage der Textilarbeiter, deren es um 1840 über 100 000 gab, kaum befasst. Männer, Frauen und Kinder schufteten bis zu sechzehn Stunden am Tag. Am Spinn- und Spuhlrad zuhause sassen stundenlang schon die Sieben- und Achtjährigen; in die Fabriken traten sie ein im 9. oder 10. Lebensjahr. Zitieren wir einen Passus aus den Schulakten des Gemeindearchivs Uster: «Man denke sich Kinder, die von 5–8 in der Fabrik gearbeitet, von 8–11 in die Schule gehen, nach der Schule gleich wieder in die Fabrik bis zum späten Feierabend (9 Uhr)». In Solothurn gab es keine Baumwollfabriken und, abgesehen von den Von Roll'schen Eisenwerken, kaum Industrie. Im Disteli-Kalender ist von Arbeitern nicht die Rede. Einzig im Kalender auf das Jahr 1844, dem letzten also, den unser Künstler noch persönlich mitgestaltet hat, findet sich der folgende Passus: «Unser Zeitalter ist reich an Widersprüchen und inneren Gegensätzen. Dies ist die dunkle Seite unserer überreichen, industriell so hochgebildeten Zeit, dass das schwelgerische Bankett des Lebens nur für wenige zubereitet, vielen aber Entbehrung und Erniedrigung zugeschieden ist. Kapital und Konkurrenz wurden die Ursache, wie der industriellen Vervollkommnung, so auch der Unterdrükkung der Arbeiterklassen der heutigen Zeit.»

Die Gründung unseres Bundestaates, die Bundesverfassung von 1848, auf welche in Chur 1842 in so vielen Varianten dringlich angespielt worden war, mitzuerleben war Disteli nicht mehr vergönnt. Nach seinem Hingang aber zeigte sich's immerhin in überwältigender Weise, wie sehr ihn manche Mitbürger geschätzt hatten. «Als die Leiche des Malers Disteli nach Olten abgeführt wurde», stand im Solothurner Blatt vom 23. März 1844 zu lesen, «erhielt sie ein Ehrengeleit durch die Stadt Solothurn, wie man seit langem nichts Ähnliches gesehen. Als Zeichnungslehrer geleiteten ihn die Studenten und Professoren, als Oberstleutnant an die dreissig Offiziere; zwölf Freiwillige aus seiner Grenadierkompagnie trugen seine Bahre, auf welcher Hut, Säbel und Epaulettes des Oberoffiziers befestigt waren; etwa 40 Längendörfer Schützen, der einzige Verein, dem Disteli in seinem Leben beigetreten und in welchem er seine besten Freunde hatte, waren mit Stutzer und Waidsack aufgezogen und marschierten in zwei Pelotons vor und hinter der Bahre. Die Militärmusik spielte Trauermärsche und beim Auszug aus der Stadt, wo die Behörden umkehrten, das Lied vom Kameraden.»

Benedikt Fontana, 1841

Ein letztes Mal ward freilich auch heftig gegeifert und Galle versprüht von jenen, deren Tun und Trachten der Tote wieder und wieder in schonungslosen Karikaturen gegeisselt und blossgestellt hatte.

In Gottfried Kellers schon erwähntem Gedicht «Auf Maler Distelis Tod», dessen letzte Zeile so provokativ auf die Ausstellungen von vor zehn Jahren aufmerksam machte, ist dem harschen Kämpfer mit unverhohlener Sympathie gehuldigt worden. «. . . und fluchend steht das Volk vor seinen Bildern». Das Volk insgesamt ist zwei-

fellos damit gemeint. Alle hatten sie Grund zu fluchen, das attackierte Patriziat und die korrupte Geistlichkeit, welche den Maler mit seinen schroff denunzierenden Zeichnungen glühend hassten und die einfachen Leute, denen die Missstände, unter denen zu leben sie gezwungen waren, erst angesichts dieser kühn karikierenden Darstellungen, grell zum Bewusstsein gekommen war.

So seien denn des Zürcherdichters Strophen – er war erst fünfundzwanzig, als er sie zu Papier brachte –, die prägnanten Verszeilen, mit denen er dem grossen Toten die letzte Ehre erwies, zum Schluss zur Gänze wiedergegeben:

Sie haben Ruh,
die Kutten braun und schwarz.
Die Fledermäuse, Raben-, Eulenköpfe,
Spiessbürger alle, mit und ohne Zöpfe,
Und was da klebt im zähen Pech und Harz!

Er hat sie drangsaliert und liess sie tanzen,
Die faulen Bäuche wie die krummen Rücken,
Die dicken Käfer und die dünnen Mücken,
Die Maulwurfsgrillen und die Flöh
und Wanzen!

Schaut her, ihr draussen, denen im Genick
Der Adler und der Geier Fänge lasten,
Schaut dies Gewimmel ohne Ruh
und Rasten,
Den Bodensatz in einer Republik.

Solch einen Sabbat wohlgemut zu schildern,
Braucht es fürwahr ein unerschrocknes Blut!
Nun warf er hin den Stift,
nahm Stock und Hut.
Und fluchend steht das Volk
vor seinen Bildern.